

IVO PALA

H₂O

Roman

Eine bislang unbekannte Terrorgruppe verseucht ein Trinkwasserreservoir im Bayerischen Wald mit hoch radioaktivem Atommüll. Erste Opfer sterben an den Vergiftungen, und die Bevölkerung gerät in Panik, denn weitere Anschläge sind bereits angekündigt, und niemand ist in der Lage, sämtliche Wasservorräte der Republik zu bewachen. Hamsterkäufe sorgen für Aufruhr, mangelnde Hygiene durch den Wassermangel verursacht Krankheiten.

Während die Polizei versucht, die Täter aufzuspüren, indem sie den Tathergang überprüft, gehen Julian Berg von der Terrorabwehr und Dr. Alexander Kehlhausen vom Bundesamt für Strahlenschutz einen anderen Weg. Sie wollen den Ursprung des Giftmülls finden, um so an die Hintermänner zu kommen. Da stellen die Terroristen eine aberwitzige Forderung.

Autor

Ivo Pala, geboren 1966, ist neben seiner Tätigkeit als Romanschriftsteller seit fast zwanzig Jahren auch erfolgreicher Drehbuchautor und Dramaturg für Action- und Krimiserien und abendfüllende Spielfilme. Seine besonderen Steckenpferde sind Historie, Science-Thriller, Horror und Fantasy. Er lebt zurzeit in Berlin und arbeitet bereits an seinem nächsten Roman.

IVO PALA

H₂O

**DAS STERBEN
BEGINNT**

Roman

Originalausgabe

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe Juli 2014 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Copyright © 2014 by Ivo Pala, Germany

Umschlagmotiv: Johannes Frick, Neusäß/Augsburg,
unter Verwendung von Motiven von Shutterstock

Lektorat: Gerhard Seidl/textinform

HK · Herstellung: sam

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38293-4

www.blanvalet.de

Für Robert, Stefan und Uwe,
für eure unermüdliche Unterstützung
und eure unschätzbare Freundschaft.

Prolog 1

Trinkwassertalsperre Frauenau

Nummer Eins schoss dem Mann ins Gesicht und ignorierte für ein paar Momente die Schreie der stolpernd wegrennenden und nur spärlich bekleideten Frau, während er fasziniert dabei zusah, wie das Blut des Mannes eine sich ausbreitende Lache um die breiige Hirnmasse und den noch zuckenden, nackten Oberkörper bildete. Das Licht des hochstehenden Mondes spiegelte sich darin und ließ es in dem gleichen Schwarz leuchten wie das Wasser des Stausees zur Linken. Erst als der Mann sich nach einem letzten, krampfartigen Aufbäumen nicht mehr bewegte, nahm *Nummer Eins* sich die Zeit, mit seiner *SIG SAUER P226 SCORPION TB* auf den Rücken der Frau zu zielen. Hier oben auf dem Kamm der Stau-mauer hatte sie keine Chance, ihm zu entkommen; nicht, wenn sie sich nicht auf der einen Seite ins Wasser oder auf der anderen mehr als sechzig Meter in die Tiefe stürzen wollte. Der Hahn war von dem letzten Schuss noch gespannt, und entsprechend leicht ging der Abzug. Das Mündungsfeuer war durch den Schalldämpfer kaum zu sehen. Das Projektil traf die Frau etwas oberhalb des Beckens in den Rücken, und sie ging – vom Schwung ihres verzweiferten Laufs getragen – rutschend zu Boden, wo sie sich überschlug und mit dem Gesicht nach oben liegen blieb. Als ihre Schreie zu

einem flehenden Wimmern wurden, verspürte *Nummer Eins* den Drang, sie um Verzeihung bitten zu müssen. Trotz sorgfältigster Planung hatte er nicht mit einkalkuliert, dass sich ausgerechnet heute Nacht hier ein Liebespärichen zu einem Stelldichein treffen würde. Er war nicht davon ausgegangen, töten zu müssen, aber es durfte keine Zeugen geben.

Während er auf sie zuging, sah er, wie sie – in einem abstrusen Akt der Scham – mit fahrigen Fingern versuchte, die blutgetränkte, offene Bluse nach unten zu ziehen, um ihr nacktes Geschlecht zu verdecken. Ihr vor Schmerzen gläseriger Blick war gen Himmel gerichtet, und aus ihrem panisch brabbelnden Mund floss Blut. *Nummer Eins* hörte genauer hin und schließlich aus dem Gebrabbel einzelne Worte heraus. Worte, die ihm vertraut vorkamen ... und er erkannte erstaunt, dass die Frau betete. Hier im Herzen des Bayerischen Walds schien der Glaube wirklich noch tiefer verankert als im Rest der Republik.

Oder auch nur im Angesicht des Todes, dachte *Nummer Eins*, als er bemerkte, dass der Ehering, den sie trug, nicht mit dem des weiter hinten liegenden Mannes übereinstimmte. Das schlechte Gewissen, das sich soeben in ihm gerührt hatte, war mit einem Mal wieder wie weggeblasen. Er zielte kurz und schoss auch ihr ins Gesicht. Ihr Hinterkopf wurde durch den Einschlag nach unten auf den Asphalt geschmettert und barst mit einem hässlichen, schmatzenden Geräusch.

»Schlampe!«, flüsterte *Nummer Eins* und gab mit der Taschenlampe in seiner Linken dem Lkw, der jenseits der Stau-mauer im Dunkeln wartete, das verabredete Zeichen. Er hörte den Dieselmotor nagelnd starten, steckte Pistole und Lampe weg und beugte sich zu der Leiche der Frau herab. Darauf achtend, nicht mit ihrem blutigen Schädel in Kontakt zu kommen, packte er sie unter den Achseln und schleppte sie zum

Wasser hin. Sie war in ihrer Schlawheit schwerer, als er angenommen hatte, und rutschte ihm zweimal aus den Händen – aber schließlich wuchtete er sie über den Rand der Mauer und sah dabei zu, wie die Strömung sie nach unten zog.

Der Lkw war inzwischen auf den Damm gefahren und bei der Leiche des Mannes stehen geblieben. *Nummer Zwei* und *Nummer Drei* kletterten behände aus dem Führerhaus und eilten zu dem Toten. Sie fassten ihn bei Hand- und Fußgelenken und hievten ihn ebenfalls ins Wasser.

»Sammelt die Klamotten ein, und packt sie hinten in den Truck«, sagte *Nummer Eins*.

»Was ist mit dem Blut?«, fragte *Nummer Drei*.

»Kippt die Reservekanister aus – wir brauchen sie ohnehin nicht mehr –, und holt damit Wasser aus dem See«, wies *Nummer Eins* an. Er schaute auf das phosphoreszierende Zifferblatt seiner Uhr. Es war bereits kurz nach Mitternacht. »Und beeilt euch damit! Das Zeitfenster wird immer enger.« Mit geübtem Griff holte er ein Päckchen Zigaretten aus der Brusttasche des Kampfanzugs, fummelte eines der Stäbchen heraus und zündete es mit seinem Zippo an. Wie immer in den letzten Jahren provozierte der erste tiefe Zug ein heftiges Husten, aber anders als sonst beunruhigte ihn das in dieser Nacht nicht. Er würde ganz bestimmt nicht an Lungenkrebs sterben – so viel war sicher.

Noch ehe er mit der Zigarette fertig war, hatten *Nummer Zwei* und *Drei* ihre Arbeit, das Blut des Liebespärchens wenigstens so weit zu verwischen, dass niemand es auf den ersten Blick oder ohne genauere Untersuchung als Blut erkennen würde, beendet und stellten die leeren Kanister zurück in den Laderaum des Lkws.

Nummer Eins setzte sich hinters Steuer, startete den Motor und fuhr los, nachdem die beiden anderen auf den Beifahrer-

ersitz geklettert waren. Er fuhr ans jenseitige Ende der Stau-
mauer und von dort auf die Straße, die schon nach einer klei-
nen Weile über eine enge Haarnadelkurve nach unten zum
Trinkwasserwerk führte.

Unten angekommen, lenkte *Nummer Eins* den Lkw auf die
Rückseite des Werks – und wunderte sich darüber, worüber
er sich bereits gewundert hatte, als er mit der Durchführung
des Plans beauftragt worden war: Es gab hier nicht die Spur
einer Wache, ganz so, wie es ihm versprochen worden war.
Das war erstaunlich, wenn man bedachte, dass die Anlage die
gesamte Region im Jahr mit gut fünfzehn Millionen Kubik-
metern Trinkwasser versorgte. Seinen Informationen zufol-
ge gab es – und das schloss das Kraftwerk weiter oben mit
ein – gerade einmal drei Männer, die hier nachts ihre Runden
drehten; mehr Nachtwächter als wirkliche Sicherheitsleute.

Nummer Eins steuerte den Lkw geschickt rückwärts ans
Tor, und *Nummer Zwei* und *Drei* sprangen heraus, um die
Kabel des Alarms kurzzuschließen und das Tor aufzubrechen,
während er nach hinten ging, um den Laderaum zu öffnen
und die hydraulische Hebebühne zu aktivieren. Dann klet-
terte er nach oben, startete den mitgebrachten Gabelstapler,
nahm damit die etwa vierhundert Kilo schwere Kiste auf, die
davor auf dem Boden stand, und fuhr mit ihr auf die Hebe-
bühne hinaus. *Nummer Zwei* stand parat, um den Hebel zu
bedienen, der die Bühne nach unten senkte.

Er wartete, bis die Bühne fest auf dem Boden lag, ehe er
mit dem Stapler von ihr herunterrollte, ihn vorsichtig auf
dem Punkt wendete und durch das jetzt offene Tor in den
weiten, grell beleuchteten Tunnelgang dahinter fuhr.

Nummer Zwei und *Drei* flankierten ihn im Laufschrift mit
entsicherten Waffen; nur für den Fall.

Er nahm den Weg, den er sich mithilfe der Blaupausen in

vielen Stunden bis ins letzte Detail eingepägt hatte, ohne weitere Zwischenfälle, und weniger als dreieinhalb Minuten später hatten sie den Verteilerraum erreicht.

Nummer Zwei machte sich sogleich daran, die Wartungsklappe des mittleren Distributionsrohrs zu öffnen, während *Nummer Drei* die Werkzeugkiste hinter dem Sitz des Gabelstaplers hervorholte und mit einem Stemmeisen die auf der Gabel befindliche Kiste öffnete, um gleich darauf auch ihre Wände zu demontieren. Ein blank polierter Edelstahlzylinder von etwas weniger als anderthalb Metern Länge und einem Durchmesser von ungefähr vierzig Zentimetern kam zum Vorschein. Es war schwer vorstellbar, dass er vierhundert Kilo wog.

Mit der Behutsamkeit, als würde er ein rohes Ei handhaben, brachte *Nummer Eins* den Zylinder mit dem Stapler in Position über der Öffnung des Verteilerrohrs. Dann kletterte er vom Sitz und holte aus der Werkzeugkiste eine Schutzbrille, eine Atemschutzmaske, Ohrenstöpsel und einen elektronischen Trennschleifer mit Präzisionsdiamantscheibe. Weil die eine mit Sicherheit nicht reichen würde, lagen noch zehn weitere der Scheiben bereit – Edelstahl war ein verdammt zähes Material. *Nummer Eins* zog Brille und Maske an, stopfte sich die Stöpsel in die Ohren und steckte den Stecker des Schleifers in die Strombuchse des Staplers.

Als er an den Zylinder herantrat, spürte er sogleich die simmernde Wärme, die davon ausging.

Während *Nummer Zwei* und *Drei* die Eingänge zu dem Raum sicherten, machte *Nummer Eins* sich ans Werk. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis die rotierende und Funkenstiebende Scheibe eine sichtbare Kerbe in den Edelstahl geschnitten hatte, aber von da an ging die Arbeit leichter.

Trotzdem brauchte *Nummer Eins* am Ende acht Scheiben,

bis er den Deckel des Zylinders mithilfe einer großen Zange abheben konnte.

Er war zu heiß, um ihn mit bloßen Händen zu berühren.
Viel zu heiß.

Von innen heraus strahlte es in den unterschiedlichsten Farben – vornehmlich aber blau ... was für ihr Vorhaben ein gutes Zeichen war. *Nummer Eins* konnte sich nicht daran erinnern, wann er jemals etwas so Schönes gesehen hatte, und er musste sich zwingen, den Blick abzuwenden und zurück auf den Stapler zu klettern.

Sein Kampfanzug war durchgeschwitzt, und er konnte fühlen, wie die Haut seiner Hände und im Gesicht brannte. Er musste sich beeilen. Noch ein paar Hebelgriffe, und die Gabeln neigten den Edelstahlzylinder mit der offenen Seite zum Verteilerrohr nach unten. Aus ihm heraus rutschte – mit der beinahe schon unerträglichen Langsamkeit einer Schnecke – ein zweiter Zylinder. Er war aus Glas gegossen und umschloss die Teile, die so wunderschön leuchteten.

Nummer Eins brachte die Gabeln zum Ruckeln, und der gläserne Zylinder fiel aus seinem Behälter heraus durch die Öffnung des Verteilerrohrs in das Wasser, das es führte. Die Berührung mit dem Wasser brachte ihn mit einem lauten, knackenden Krachen zum Bersten, und für ein paar Sekunden stieg heißer Dampf aus der Verteilerrohröffnung nach oben.

Nummer Zwei und *Drei* kamen hinzu, um das Verteilerrohr wieder zu schließen und die Teile der Kiste, den Zylinderdeckel und das Werkzeug zurück auf den Stapler zu laden.

Während sie zurück nach draußen fuhren, betrachtete *Nummer Eins* seine Handrücken und sah, wie erste Tropfen Blut aus den Poren hervortraten. Sosehr er auch in den ver-

gangenen Wochen daran geglaubt hatte, auf diesen Moment vorbereitet zu sein, so wenig war er jetzt dazu in der Lage, die panische Angst zu unterdrücken, die in ihm hochkam.

Er wusste, dass der Cocktail an schweren Schmerzmitteln, den er zuvor eingenommen hatte, nicht mehr sehr lange wirken würde, und fuhr den Stapler, so schnell er konnte.

Als sie beim Lkw ankamen, zeigten auch *Nummer Zwei* und *Drei* die ersten Symptome. Ihre Gesichter waren nass vom Schweiß, und *Nummer Drei* begann, aus der Nase zu bluten. Sie brachten den Stapler zurück in den Laderaum des Lkws und wollten gerade das Führerhaus besteigen, als *Nummer Eins* von einem plötzlichen und heftigen Krampf in den Eingeweiden zusammenklappte wie ein Taschenmesser. Er hatte das Gefühl, als würde ein Bootsmotor in seinen Gedärmen starten, und schrie laut auf. Er krümmte sich hilflos am Boden – dann plötzlich war der Schmerz wieder weg und nur noch eine schreckliche Erinnerung.

»Du musst fahren!«, wies er *Nummer Zwei* keuchend an, während er sich wieder auf die Füße rappelte. Er wusste, dass der Schmerz wiederkommen würde – dass es dazu keine Alternative mehr gab. Mit zitternden Fingern kramte er ein frisches Päckchen Schmerzmittel aus der Kampfweste – auch wenn er wusste, dass das jetzt nicht mehr wirklich helfen würde.

Nachdem er die halbe Packung in den Mund gekippt und mit inzwischen blutigen Zähnen zerkaut hatte, kletterte er auf den Beifahrersitz, schnallte sich an, hielt sich den Bauch und wippte, einem kindlichen Impuls folgend, vor und zurück. Ein zweiter Impuls hätte ihn beinahe dazu veranlasst zu beten – wie es die Frau vorhin mit vom eigenen Blut geröteten Lippen getan hatte –, aber selbst wenn er in seiner jetzigen Not wieder durchaus bereit gewesen wäre, an einen

Gott zu glauben, war er sich sicher, dass der keine Vergebung bereithielt für das, was er und seine Kameraden gerade getan hatten.

Sie fuhren über den Damm zurück und von dort aus auf die Straße, die am Nordufer des Stausees entlangführte. Nach etwa achthundert Metern sagte *Nummer Eins*: »Hier!«, und *Nummer Zwei* lenkte den Lkw nach rechts ... einen steilen kleinen Weg entlang, der bis hin zum Wasser führte ... und mit Vollgas darüber hinaus.

»Es war mir eine Ehre, Männer«, stieß *Nummer Eins* mühsam hervor, als der Lkw nach vorn überkippte und in die Tiefe zu sinken begann.

»Mir auch«, gaben die beiden anderen wie aus einem Mund zurück.

Die Dunkelheit des Sees umschloss sie, und der Druck trieb erstes Wasser durch die Dichtungen an Fenstern und Lüftung in den Innenraum des Führerhauses. Da, wo es die brennende und jetzt stärker blutende Haut berührte, verschaffte es kurzfristig Linderung. *Nummer Eins* beeilte sich, seine Pistole zu ziehen, solange die Krämpfe, die nun auch an den Muskeln zerrten, das noch zuließen, und befreite seine Kameraden mit einer Serie schnell abgefeuerter Schüsse von ihrem Leid. Dann hielt er sich selbst die noch heiße Mündung des Schalldämpfers an die Schläfe. Als er jedoch unter sich im Licht der flackernden Scheinwerfer den schlammigen Seeboden sah, entschied er sich um.

»Schieß drauf«, sagte er hustend, ließ die Pistole fallen und kramte eine Zigarette hervor. Er schaffte es gerade noch, sie sich anzuzünden und einen schmerzhaft tiefen Zug zu nehmen, ehe die Front des Lkws auf den Boden krachte, die Windschutzscheibe barst und der Aufbau mit seinem Gewicht das Führerhaus unter sich zu zerdrücken begann.

Prolog 2

Laut der letzten Zählung hat Deutschland mehr als achtzig Millionen Einwohner. Viele von ihnen haben kaum mehr gemeinsam, als dass sie im gleichen Land leben. Es gibt Stimmen unter philosophischen Anthropologen und Sozialforschern, die behaupten, dass es gerade die zunehmende Bevölkerungsdichte ist, die das Individuum immer weiter in die selbst gewählte Isolation drängt. Früher suchte der Mensch die Gemeinschaft zum Schutz gegen die Umwelt. Heute scheut er sie – so als wäre diese Gemeinschaft jetzt, da die Umwelt scheinbar kaum noch eine darstellt, die wirkliche Bedrohung. Als hätten wir eine ständig wachsende Angst voreinander. Als Resultat meidet eine erschreckend schnell zunehmende Zahl von Menschen reale Verbindungen und wehrt sich mit aller Kraft gegen Gemeinsamkeiten. Doch es gibt Gemeinsamkeiten, gegen die kann man sich nicht wehren. Bedrohungen, denen man wehrlos gegenübersteht – und eine Umwelt, die weitaus gefährlicher ist als jede andere vor ihr.

Mit wenig Lust auf den ersten Arbeitstag nach dem Urlaub schälte Armin Gessner sich aus dem frisch mit Satinwäsche bezogenen Bett und schlurfte auf müden Beinen in die Küche – die er teuer ausgestattet hatte, aber nie wirklich benutzte. Er kippte Kaffeebohnen – Blue Mountain aus Jamai-

ka – in die Mühle und schaltete sie ein. Das Geräusch war zu so früher Stunde nervenaufreibend ... Aber was nimmt man nicht alles in Kauf für den perfekten Kaffeegenuss? Mit gegen den Lärm zusammengebissenen Zähnen füllte er den Tank der Kaffeemaschine mit Wasser aus seinem Chlorfilterbehälter und wartete noch einige Sekunden, ehe er die elektronische Mühle wieder ausschaltete und das Kaffeemehl in den Filter gab. Dann schaltete er die Maschine an und schlurfte ins Badezimmer, wo er den Pyjama abstreifte und unter die Dusche stieg. Ähnlich wie die Küche war auch sie ein Meisterwerk an moderner Technik: große Regenbrause und an den Seiten sechs Düsen – alle über ein Thermostat auf die gleiche Temperatur geregelt. Trotzdem kam Armin Gessner heute das Wasser, das ihm über Kopf, Rücken und Bauch lief, heißer vor als gewöhnlich – kurz vor der Grenze zu unerträglich. Aber er schob es mit einem Achselzucken darauf, dass es draußen um einiges kälter war als gestern noch im sonnigen Marokko und er daher den Unterschied deutlicher spürte. Das unangenehme Prickeln auf der Haut erklärte er sich mit dem leichten Sonnenbrand, den er mitgebracht hatte.

Katja Seidl joggte am Ufer des Großen Regen durch den Zwieseler Stadtpark und atmete in tiefen Zügen den sie von überall her umgebenden Duft von Lavendel ein. Trotz der Anstrengung, die sie das Laufen kostete, lächelte sie – denn es war ein guter Morgen. Ein geradezu fantastischer. Die Waage in ihrem Badezimmer hatte nach einem Dreivierteljahr zu guter Letzt das Zielgewicht angezeigt, ihr Ex Ingo hatte am Tag zuvor seine letzten Sachen aus der Bude geholt – und sie hatte dabei endlich weder weiche Knie bekommen noch Herzschmerzen. Und Chris, den sie im Internet kennengelernt hatte, hatte ihr eine SMS geschickt, in der er ihr für

heute Abend eine ausgiebige Ölmassage versprochen hatte – mit *Extras*, wie er betont hatte. Neuer Körper, neuer Mann – alle Zeichen für eine Wiedergutmachung der verschwundenen Jahre mit Ingo standen auf Grün. Sie steuerte auf den Trinkwasserbrunnen zu ihrer Rechten zu und verschnaufte ein paar Momente lang, ehe sie die Hände unter den Hahn hielt, um das Blut in ihren Pulsadern abzukühlen, sich dann den Schweiß vom Gesicht zu waschen und einige tiefe Schlucke zu trinken. Das Wasser bitzelte auf ihrer Zunge.

Leise vor sich hin summend, tänzelte Sylvia Hafinger im Walzertakt durch die rustikal aus Eichenholz eingerichtete Küche. Ihr Sohn Gernot würde heute endlich das erste Mal seit Monaten von der Bundeswehr nach Hause kommen – und sie würde ihn verwöhnen und hofieren wie schon lange nicht mehr; sie würde ihm ein mehrgängiges Menü seiner Lieblingsspeisen zubereiten. Sie schälte die festkochenden Kartoffeln und wusch sie gründlich unter fließendem Wasser – wie in der Folge auch den Blattspinat, den Kopfsalat und die frischen Erdbeeren. Sie war der festen Überzeugung, dass Essen besser schmeckte und auch gesünder war, wenn die Zutaten besonders sauber waren. Als sie durstig wurde, zapfte sie sich ein großes Glas direkt vom Hahn. Sie hatte nie verstanden, warum so viele Menschen in Plastikflaschen abgefülltes Wasser tranken, wo sie hier in Deggendorf doch das beste Trinkwasser weit und breit hatten. Reine Geldverschwendung. Als ihr wenig später – sie schnitt gerade die Schwarte des Schweinsbratens mit einem extra scharfen Messer ein – leicht schwindlig wurde und sie sich in den Daumen ritzte, ermahnte sie sich mit einem Kopfschütteln, ihre vorfreudige Aufregung das Ergebnis ihrer Kochbemühungen nicht gefährden zu lassen, und zapfte sich ein weiteres Glas Wasser,

um sich ein wenig zu beruhigen. Noch während sie trank, hielt sie die kleine offene Wunde unter den laufenden Hahn, um das Blut abzuspülen. Sie wunderte sich ein wenig darüber, dass das Wasser den Schnitt nicht kühlte.

Marcel Huber ließ sich mit einem glückseligen Seufzer in die Badewanne sinken. Er würde heute später ins Büro gehen. Das hatte er sich mit dem erfolgreichen Abschluss beim Geschäftsessen mit dem trinkfesten Weber am Abend zuvor redlich verdient. Vielleicht war sogar eine Beförderung drin. Der Deal war so dicht, dass nicht einmal die Leute aus der Technik ihn versauen konnten, und er hatte Marcel die – inzwischen auch dringend benötigte – Provision eines ganzen Jahres eingebracht. *Lass die anderen über die Flaute jammern*, dachte er und nahm sich die Tageszeitung von dem Stuhl, den er neben die Wanne gestellt hatte. Als er den Wirtschaftsteil durchhatte, war das Wasser so stark abgekühlt, dass er neues, heißes hinzulaufen ließ. Heute hatte er es zum ersten Mal seit Langem nicht eilig.

Der neunjährige Tobi Weißgerber rechnete im Kopf aus, was er alles für die fünf Euro bekommen würde, die er sich gleich beim Waschen von Papas Auto verdienen wollte. Wenn er sich das neue *Donald-Duck-Sonderheft* kaufte, blieben noch eins achtzig übrig. Er könnte aber auch zur Spardose gehen und sich von dort holen, was er über die fünf Euro hinaus brauchen würde, um sich stattdessen das *Lustige Taschenbuch* zu holen. *Schau ma mal*, dachte er, machte sich eine Karaffe Zitronentee mit Instantkörnchen und Wasser aus dem Hahn und nahm sie mit hinaus in die Garage, wo er den Eimer füllte und sich an die nasse Arbeit machte. Papa würde sich freuen.

Armin, Katja, Sylvia, Marcel und Tobi kannten einander nicht einmal. Aber sie – und noch ein paar Dutzend andere – hatten jetzt etwas gemeinsam: Keiner von ihnen überlebte die nächsten achtundvierzig Stunden.

MORGENGRAUEN

1

*Bundesministerium des Innern – Berlin Moabit
Büro des Innenministers*

»Es ist essenziell, Herr Minister, dass Sie die Mitglieder des Ausschusses nicht gleich bei Amtsantritt vor den Kopf stoßen oder sie sich gar zu Gegnern machen.« Staatssekretärin Anja Woltmann hatte es sich in einem der vier großen Ledersessel bequem gemacht und überflog die Rede in dem Tablet-PC auf ihrem Schoß.

»Wirklich essenziell ist, dass der Ausschuss gleich von Anfang an weiß, mit wem er es in der neuen Legislaturperiode zu tun bekommt«, antwortete Innenminister Brückner vom Platz hinter seinem Schreibtisch aus, während er mit spitzen Fingern das Schinkenbrötchen auspackte, das seine Assistentin ihm aus der Kantine mitgebracht hatte, und argwöhnisch die Mayonnaise begutachtete, die unter dem Belag hervorquatschte. »Wissen Sie, ich bin nicht hier, um auf Nummer sicher zu gehen, Frau Woltmann. Ganz gewiss nicht. Ich bin hier, um die Scharten der Vergangenheit auszuwetzen und dafür zu sorgen, dass solche Patzer wie bei der Untersuchung gegen die NSU sich nicht wiederholen. Wenn dafür gleich zu Beginn Köpfe rollen müssen, ist das eben so.«

»Hm«, erwiderte sie zögernd. »Solange einer dieser Köpfe nicht gleich der Ihre ist ...«

Der plötzlich offen drohende Ton der attraktiven Endvierzigerin ließ den Innenminister neugierig aufschauen und eine Braue hochziehen. »Was wollen Sie damit sagen, Frau Staatssekretärin?«

»Ich will damit dasselbe sagen, was ich Ihnen schon die ganze Zeit unermüdlich zu vermitteln versuche«, sagte sie und lächelte ein seiner Ansicht nach beinahe schon anmaßendes, wenn nicht gar herablassendes Lächeln. »Wir alle wissen: Neue Besen glauben immer gleich, gut kehren zu müssen. Aber sie vergessen dabei nur allzu gerne, dass sie gerade mal für vier, fünf oder sechs Jahre – also vorübergehend – in ihr Amt gewählt sind, während die *wirklichen* Schlüsselpositionen von Leuten besetzt sind, die bereits seit zwanzig Jahren und länger auf ihren Posten sitzen. Posten, die zu erreichen sie viel Mühe gekostet hat und die sie mit aller Kraft verteidigen ... und natürlich mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln. Und selbst falls es jemandem wie Ihnen gelingt, sich für eine ganze Wahlperiode im Sattel zu halten: Bis Sie sich hier auch nur einigermaßen zurechtgefunden haben werden, bereiten wir bereits die Begrüßung Ihres Nachfolgers vor. So ist nun mal der Lauf der Dinge in einer parlamentarischen Demokratie.«

Innenminister Brückner sah ihr an, dass es ihr eine gewisse Genugtuung bereitete, gleich zu Beginn ihrer Zusammenarbeit die Fronten zu klären. Auch er lächelte jetzt. »Ich danke Ihnen für Ihre mehr als offenen Worte, Frau Woltmann«, sagte er gelassen. »Auch wenn diese mich zugegebenermaßen natürlich sehr überraschen.«

»Wirklich?« Ihr Erstaunen war ein vorgetäushtes.

Er nickte bedächtig. »Was Sie sagen, gibt mir das sichere Gefühl, Sie unterschätzen mich. Unterschätzen mich sehr.«

»Ist das so?« Sie schmunzelte.

Der Innenminister fixierte sie und ließ sein Lächeln sterben. »Ich weiß nicht, wie es bei meinen Vorgängern war, aber ich bin ganz gewiss nicht Leiter dieser Behörde geworden, ohne die Regeln der Spiele der Macht zu kennen ... oder die feineren Mechanismen dahinter. Ich garantiere Ihnen: Ich bin kein – wie Sie es gerade ausgedrückt haben – *neuer Besen*; ich bin der *Kapitän* dieses Schiffes. Der Mann, der den Kurs setzt; nicht die Putzfrau. Ich bin Ihr Oberbefehlshaber, wenn Sie so wollen – und auch wenn Sie nicht so wollen. Ich bin da ausgesprochen altmodisch, Frau Woltmann, und halte es strikt mit einem ganz einfachen Motto: Wer nicht mit mir ist, ist gegen mich, und wer gegen mich ist, fliegt. So simpel ist das – ganz ohne Intrigen und Brimborium. Sie müssen nicht einmal mitschreiben, um sich das merken zu können. Also, wie ich bereits sagte: Wenn dafür gleich zu Beginn Köpfe rollen müssen, ist das eben so.«

Das Lächeln der Staatssekretärin war jetzt bei Weitem nicht mehr so triumphierend wie noch ein paar Sekunden zuvor. Sie richtete sich im Sessel auf. »Herr Innenminister, ich entschuldige mich in aller Form, falls meine Worte eben den falschen Eindruck erweckt haben sollten, ich würde ...«

Er unterbrach sie. »Ich versichere Ihnen: Sie haben ganz genau den Eindruck erweckt, der intendiert war, Frau Woltmann. Sie haben versucht, mich einzuschüchtern und Grenzen zu stecken, und der Versuch ist nach hinten losgegangen. So etwas passiert schon mal, wenn man sich gerade neu kennenlernt. Ich nehme Ihnen das nicht übel. Zumindest diesmal nicht. Die entscheidende Frage ist: Können Sie mit dieser gerade erfahrenen Schlappe umgehen oder nicht? Das heißt: Sehen Sie sich fortan dazu in der Lage, *für* mich zu arbeiten, oder geben Sie sich weiterhin der Illusion hin, unbe-

schadet *gegen* mich arbeiten zu können und an meinem Stuhl zu sägen?«

Die nächsten Sekunden waren entscheidend, und er sah ihr tief in die Augen.

Sie räusperte sich. »Selbstverständlich werde ich *für* Sie arbeiten, Herr Minister.«

Noch ehe sie den Satz beendet hatte, wusste er, dass sie log – und nickte zufrieden. »Das freut mich sehr«, sagte er und dachte: *Kenne deine Feinde!* Nachdem er jetzt wusste, wo sie stand, war es klüger, sie nah bei sich und damit besser im Blick zu behalten, statt sie auszutauschen, sie im Verborgenen gegen ihn agieren zu wissen und gleichzeitig ihren Nachfolger neu einschätzen zu lernen. »Dann werden Sie dem Ausschuss gegenüber meine Position stützen.«

»Natürlich.«

Das Telefon klingelte.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte er und nahm das Gespräch über die Lautsprechtaste an. »Was gibt es, Frau Dudek?«

»Herr Minister«, sagte seine Assistentin. »Ich habe einen Doktor Alexander Kehlhausen auf Leitung eins.«

»Auf Leitung eins?« Die Nummer hatten nur wenige.

»Ja«, bestätigte Frau Dudek. »Sonst hätte ich Sie selbstverständlich nicht mitten in Ihrem Termin mit Frau Woltmann behelligt. Er sagt, es sei dringend. Äußerst dringend sogar.«

»Kehlhausen?«, fragte Brückner und kramte in seinem Gedächtnis. »Der Name sagt mir nichts. Hat er gesagt, weshalb er anruft?«

»Er hat betont, das sei streng vertraulich.«

»Dringend *und* vertraulich«, resümierte Brückner nachdenklich. »Woher ruft er an?«

»Vom Bundesamt für Strahlenschutz.«

Innenminister Brückner spürte, wie sich sein Magen ver-

krampfte, und wusste, dass das nichts damit zu tun hatte, dass er noch nicht gefrühstückt hatte oder die Mayonnaise auf seinem Brötchen aussah wie angetrocknetes Sperma. Er sah Staatssekretärin Woltmann an und beobachtete, wie ihr gerade jegliche Farbe aus dem jetzt hager wirkenden Gesicht wich. Eilig nahm er den Hörer in die Hand. »Stellen Sie ihn durch!«

2

Berlin-Kreuzberg

Altbauwohnung von Julian Berg am Carl-Herz-Ufer

Julian Berg hatte gehofft, dass der letzte Kaffee seines Lebens auch der beste Kaffee seines Lebens sein würde – aber die Plörre war so kalt, wie sie überzuckert war, und hinterließ ein unangenehm klebriges Gefühl weit hinten im Gaumen. Berg überlegte, ob er einen neuen aufsetzen sollte – zur »Feier des Tages« sozusagen –, erinnerte sich dann aber daran, dass er das letzte Pulver aufgebraucht hatte. In Vorbereitung auf heute hatte er schon seit Tagen nichts mehr eingekauft; selbst jetzt noch war es ihm zutiefst zuwider, Lebensmittel zu verschwenden. Während er die zweieinhalb Wochen alte E-Mail seiner Exfrau nun schon zum x-ten Mal las, setzte er seine frisch gereinigte und geölte Dienstpistole zusammen und überprüfte aus alter Gewohnheit, wie lange er dafür brauchte. Achtzehn Sekunden. Nicht schlecht – wenn auch im Notfall zu langsam. Aber heute war kein Notfall – zumindest keiner, bei dem Geschwindigkeit eine Rolle spielte. Vom Schreib-

tischstuhl seines Heimbüros aus schaute er über den Rand des Computermonitors aus dem Fenster. Der Himmel war so grau, wie Julian sich im Innern fühlte, und es regnete in Strömen, so als wolle das Wetter die Tränen ersetzen, die zu weinen er zu stolz war ... oder auch zu feige. Er hatte Angst, dass er, wenn er erst einmal anfangen würde zu weinen, nicht mehr aufhören konnte und ihm das die Kraft nehmen würde zu tun, was zu tun er sich entschieden hatte. Sein Blick wanderte zurück zu der Automatik – und anschließend noch einmal zum Bildschirm.

Julian – wenn Du mich jemals wirklich geliebt haben solltest (und ich hoffe von ganzem Herzen, dass das der Fall ist), respektierst Du hoffentlich meinen inständigen Wunsch, Dich in Zukunft aus meinem Leben und auch aus dem Leben unserer Kinder fernzuhalten. Nach allem, was wir durchmachen mussten, verdienen wir ein Leben frei von Angst und Sorge.

Silke hatte das alleinige Sorgerecht für Timm und Tatjana erstritten und wanderte heute – zusammen mit Marc, ihrem neuen Kerl – nach Caracas, Venezuela, aus, wo Marc an der *Universidad Central* einen Lehrstuhl in Erdöl- und Erdgastechnik innehatte.

Silke und ein Sesselpupser – wer hätte das jemals für möglich gehalten?, dachte Berg kopfschüttelnd. Aber das ist wohl die logische Konsequenz aus den bitteren und schmerzvollen Erfahrungen des Lebens mit einem Soldaten.

Seine Frau ausgerechnet wegen seines Jobs zu verlieren hatte Julian Berg bereits schwer zu schaffen gemacht – jetzt aber außerdem für immer auch von seinen Kindern getrennt zu werden war mehr, als er verkraften konnte. Damit war ihm mit einem Mal alles genommen, wonach er sich Zeit seines Lebens gesehnt hatte: eine Familie. Eine, die den Namen auch verdiente – anders als die, in der er aufgewachsen war.

Prügelnde Mutter, saufender Vater. Schwester erst auf Droge, jetzt in der Klappe.

Obwohl er nur eine Kugel abfeuern können würde, lud Julian das Magazin voll, schob es in den Griff der Waffe und zog den Schlitten zurück, um sie durchzuladen.

Er war überrascht, dass das Geräusch, das ihn sonst immer beruhigte, nun eine Lawine von Gedanken lostrat, von denen jeder einzelne auf die Suche zu gehen schien nach einem Grund, nicht zu tun, was er sich vorgenommen hatte ... nach einem Sinn weiterzuleben ... noch einmal ganz von Neuem anzufangen.

Aber wo ist der Sinn, wenn man seine Familie ausgerechnet dadurch verliert, dass man losgezogen ist, sie zu beschützen? Wer garantiert, dass die Zukunft besser wird und nicht noch schlimmer? Er fühlte, dass er das Recht, dieses Risiko einzugehen, verwirkt hatte. Dass er nicht nur die Vergangenheit verspielt hatte, sondern auch die Möglichkeit, eine neue Zukunft zu formen.

Bilder aus Afghanistan schossen Berg durch den Kopf. Dichter Qualm – mitten darin all die toten Gesichter. Er schüttelte sich, um die Bilder wieder loszuwerden. Er wollte seine letzten Minuten nicht an sie verschwenden. Er wollte sich viel lieber erinnern an den Schulabschlussball, bei dem er sich mit Silke in die provisorische Garderobe der lausigen Band geschlichen und sie dort das erste Mal geküsst hatte.

Der Geschmack von Vanille ... der süße Duft ihres Parfüms ... das Kitzeln ihrer erhitzten Wange auf seiner.

Er erinnerte sich daran, wie mühsam und anstrengend es war, ihr Zusammensein vor Silkes Eltern geheim zu halten – weil Julian in ihren Augen nicht standesgemäß war für ihr heiliges Prinzesschen und weil sie ihn für einen Raudi hielten; nicht mal zu Unrecht. Aber sie hatten es geschafft und waren

gleich nach dem Abi in die erste gemeinsame kleine Wohnung gezogen. Silkes Eltern hatten ein paar Monate lang geschmollt und gedroht, jeglichen Kontakt abzubrechen – aber letzten Endes waren sie doch weich geworden.

Berg erinnerte sich an die Trips mit seiner alten, gebrauchten Ducati, auf die er zwei Jahre lang gespart hatte ... Plattensee, Toscana, Perigord, Rügen, Paris, Barcelona und hoch ans Nordkap ... an den Moment, in dem Silke sich dort im Licht der Mitternachtssonne ganz eng an ihn kuschelte und ihm ins Ohr flüsterte, dass sie schwanger war ...

... und an die Geburt der Zwillinge wenige Monate später – den allerschönsten Moment seines Lebens.

Nicht vorstellbar, Timm und Tatti niemals wiederzusehen.

Falsch! Nur zu gut vorstellbar – und dadurch unerträglich.

Berg hielt sich die Mündung seiner Pistole an die Schläfe, überlegte es sich dann anders und schob sich den Lauf in den Mund. Er wollte absolut auf Nummer sicher gehen, daher hatte er die Kuppen der Patronen angefeilt.

Er hatte ausgiebig überlegt, den Kindern einen Abschiedsbrief zu schreiben; ihnen seine Beweggründe zu erklären; ihnen zu verstehen zu geben, warum er nicht länger leben wollte. Doch er hatte sich letztendlich dagegen entschieden – nicht nur, weil er ausreichend Anlass dazu hatte, daran zu zweifeln, dass Silke diesen Brief jemals weiterreichen würde. Er wusste auch nicht, wie er ihnen mit Worten vermitteln sollte, was sie ihm bedeuteten, wie wichtig sie für ihn waren und wie sehr ihr Verlust ihm den Willen zum Leben geraubt hatte, ohne ihnen dabei vielleicht Schuldgefühle einzureden oder in ihnen einen Hass auf ihre Mutter zu schüren. Er hatte in der Vergangenheit bereits genug angerichtet und durfte es auf keinen Fall noch schlimmer machen.

Julian legte den Daumen an den Hahn und spannte ihn.
Das Telefon klingelte.

Der Festnetzanschluss in der Ladebuchse neben seinem Rechner. Für einen Moment hoffte Julian, es wäre Silke und sie hätte es sich noch einmal anders überlegt. Dann aber sah er, dass die Nummer im Display die seiner Dienststelle war. Lisas Durchwahl.

Nicht jetzt!

Er entspannte den Hahn wieder und nahm die Pistole aus dem Mund, um zu warten, bis das Klingeln wieder aufhörte. Seine letzten Gedanken sollten bei seiner Familie sein.

Doch das Telefon hörte nicht auf zu klingeln. Stattdessen fing nun auch das Smartphone in seiner ledernen Umhängetasche an.

Ärger stieg in ihm hoch. Nun versaute sein Job auch noch seinen Abgang. Er stand von seinem Schreibtischstuhl auf und zog den Stecker des Routers aus der Buchse in der Wand. Dann holte er das Smartphone aus der Umhängetasche, um es auszuschalten – und sah, dass neben dem Klingeln eine SMS nach der anderen eintraf. Pling! Pling! Pling! Pling! Julian konnte sich nicht daran erinnern, wann das Büro jemals so eindringlich versucht hatte, ihn zu erreichen.

Die Gedanken an seine Familie wurden gegen seinen Willen weggewischt von der Frage, was da wohl los war. Er drückte den Anruf weg und öffnete die letzte SMS. Noch ehe er begriff, was er da las, begann das Smartphone erneut zu klingeln.

Alarmstufe 7+!!! Heli in 3 mins bei dir!

Alarmstufe 7+? In seiner gesamten Laufbahn hatte es noch nie eine Plus-Warnung gegeben. Doch was auch die Ursache dafür war, es durfte jetzt nicht mehr zu seinem Problem werden.

Er nahm das Gespräch entgegen und sagte statt eines Grußes: »Ruf den Heli zurück, Lisa. Das muss jemand anders übernehmen. Sven oder Oliver, ist mir egal. Aber ich kann heute nicht. Auf keinen Fall, hörst du? Also, ruf ihn zurück!«

»Negativ, Julian«, antwortete seine Assistentin.

Julian stutzte. Es war ganz und gar nicht Lisas Art, seinen direkten Anordnungen zu widersprechen.

»Es sind alle mobilisiert«, sagte sie.

»Alle?«

»Ohne Ausnahme. Der Befehl kommt direkt vom BMI.«

Fuck! Fuck! Fuck!, fluchte Julian in sich hinein. »Worum geht es?«

»Das wissen wir noch nicht«, sagte Lisa. »Aber ich hab den Laden noch nie in solcher Aufregung gesehen. Das Briefing ist in einer Viertelstunde.«

Aus der Ferne vernahm Julian jetzt das Rotorengeräusch des sich nähernden Hubschraubers. Er wog die Pistole in seiner Hand und überlegte für eine Sekunde, den Schuss direkt zu setzen, nachdem er das Gespräch beendet hatte. Aber das widersprach seinen nun über mehrere Tage gehegten Vorstellungen von einem besinnlichen Abgang in Gedanken an Silke, Timm und Tatti.

Doch da war noch etwas anderes, das ihn abhielt. Zunächst glaubte er, es wäre Neugier. Was mochte wohl der Grund für all diese Aufregung sein? Dann aber merkte er, dass es etwas anderes war. Etwas, das – wenn auch nur unter anderem – schuld war an der Kluft zwischen ihm und Silke ... und letztendlich dem Verlust seiner Familie. Etwas, das immer stärker gewesen war als er selbst: sein dreimal verfluchtes Pflichtgefühl.

Wenn es eine Bedrohung gab, die alles überschritt, was er

jemals erlebt hatte, war es seine Pflicht, sich ihr entgegenzustellen und sie abzuwenden.

»Bist du noch dran?«, fragte Lisa.

»Ja, ich bin noch dran«, presste Julian mit vor Wut zusammengebissenen Zähnen hervor. »Sag ihnen, ich bin gleich draußen.«

Er beendete das Gespräch, ließ das Smartphone zurück in seine Umhängetasche fallen, sicherte die Pistole, nahm das Magazin heraus und zog den Schlitten, um die Kugel aus dem Lauf zu werfen. Dann legte er sein Schulterholster an, verstaute die Waffe darin und schlüpfte in eine Lederjacke. Weniger als anderthalb Minuten später saß er – klatschnass vom Regen – im Helikopter und flog in Richtung Treptower Park.

3

GTAZ

Die Büros des *Gemeinsamen Terrorismusabwehrzentrums* – GTAZ – liegen auf dem alten und geschichtsträchtigen Kasernengelände *Am Treptower Park* in Berlin-Alt-Treptow. Trotz der Renovierung nach dem Fall der Mauer besitzt es noch heute den Flair vergangener Zeiten, in denen es zunächst von der preußischen Armee erbaut worden war, nach dem Ersten Weltkrieg und der Machtübernahme der Nationalsozialisten die Heereswaffenmeisterschule der Wehrmacht beherbergte, um dann nach dem Zweiten Weltkrieg von der Roten Armee und anschließend von der Volkspolizei genutzt zu

werden, ehe die Grenztruppen der DDR hier untergebracht wurden ... um 1990 der Bundeswehr den Platz zu räumen. Seit 1999 wird es vom Bundeskriminalamt genutzt – und seit 2004 zusätzlich vom neu gegründeten GTAZ und dem Bundesamt für Verfassungsschutz.

Das GTAZ koordiniert im Rahmen der Bekämpfung des islamistischen Terrorismus die Sicherheitsbehörden des Bundes und der Länder: BKA, BND, Militärischer Abschirmdienst, Verfassungsschutz, Bundespolizei inklusive GSG 9, Zollkriminalamt, Landeskriminalämter, Generalbundesanwaltschaft und andere.

Julian Berg blickte durch das Seitenfenster des Hubschraubers auf die weitläufige Anlage hinunter und sah durch die dichte Regenwand die Silhouetten weiterer Helikopter auf den mit Bäumen umrahmten Landeplatz zufliegen. Ein solches Aufgebot an Eiltransporten hatte er noch nicht erlebt, und die düsteren Gedanken von vorhin wurden durch weit aus dunklere ersetzt.

Der vor Aufregung hämmernde Puls in seiner Brust hatte seine Atmung derart beschleunigt, dass ihm jeder Zug davon unter den dicken Ohrenschützern laut rauschend dröhnte. Plötzlich war da kein Raum mehr für das Selbstmitleid, das ihn bis eben noch zerfressen hatte. Die Sorge, dass irgendetwas Schreckliches passiert sein musste, hatte es völlig verdrängt.

Berg unterdrückte nur mit großer Mühe und unter Aufbringung all seiner Selbstdisziplin das dringende Bedürfnis, sich über Funk mit der Zentrale in Verbindung zu setzen, um herauszufinden, was geschehen war, doch er kannte das Protokoll und wusste, dass für jede Katastrophe von Alarmstufe 5 und höher absolute Funkstille galt. Auch der Pilot hatte ihm nichts sagen können.

Ungeduldig auf die Landung wartend, spielte er mit den Fingern die immer gleichen Eingabekombinationen auf seinem Smartphone ab, um die aus dem Internet aufgerufenen Newsseiten permanent zu aktualisieren. Doch auch hier tauchte noch kein Hinweis auf eine Katastrophe auf. Aber Berg wusste ganz genau, dass das nur eine Frage der Zeit sein konnte. Schlechte Neuigkeiten fanden ihren Weg immer sehr viel schneller in die Presse, als es ihm und seiner Abteilung lieb sein konnte.

Der Heli senkte sich zu Boden, und Berg sprang heraus, noch ehe er ihn berührt hatte. Der Wind der Rotorblätter verstärkte die Kälte seiner nassen Klamotten, und er rannte gebückt hinüber zum Haupteingang. Unter dem Regendach davor waren vier Männer in voller Kampfmontur aufgestellt.

»Stehen bleiben!«, rief ihm einer von ihnen über den Lärm der anfliegenden und landenden Hubschrauber hinweg entgegen – und zeigte dabei tatsächlich mit der Mündung seiner *HK MP7* auf Bergs Brust. Das war gegen jede Vorschrift – und für Julian ein Signal dafür, wie nervös der Mann war. Er folgte der Anordnung augenblicklich und breitete die Arme aus – die leeren Handflächen nach vorn.

»Identifizieren Sie sich!«

»Mein Name ist Julian Berg«, rief er und versuchte trotz der Lautstärke, seiner Stimme eine beruhigende Note zu geben. »Leiter der Einsatzgruppe A. Ich greife jetzt in meine Umhängetasche und hole meinen Diensausweis heraus.«

Noch während er das tat, checkte ein zweiter Mann seine Angaben in einem Tablet-PC und trat dann zu ihm hin, um den Ausweis entgegenzunehmen. Nach ein paar zwischen Tablet, Ausweis und Bergs Gesicht hin und her wandernden prüfenden Blicken nickte er.

»Entschuldigen Sie die maximale Sicherheitsstufe, Major Berg«, sagte er dann, gab den Ausweis zurück und machte den Weg frei. »Wir sind in erhöhter Alarmbereitschaft.«

Berg steckte den Ausweis wieder ein. »Kein Grund, sich zu entschuldigen. Aber instruieren Sie Ihren Kameraden hier besser noch einmal in der Führung seiner Maschinenpistole, ehe er jemanden versehentlich über den Haufen schießt.«

Der Gemeinte räusperte sich verlegen und richtete die Mündung seiner Waffe zum Boden. Berg nickte ihm und seinen Kameraden knapp zu und eilte weiter. Die Begegnung mit den Wachen hatte nicht gerade dazu beigetragen, die schreckliche Vorahnung zu mildern, die in seinen Eingeweiden wühlte.

4

GTAZ

Julian Berg nahm die stets frisch gewachste Holzstiege in den ersten Stock – zwei bis drei Stufen auf einmal. Am oberen Ende wartete seine Assistentin Lisa bereits ungeduldig auf ihn. Er hatte das solariumgebräunte und stets penibel geschminkte Gesicht der brünetten Endzwanzigerin noch nie so farblos, ihre Miene noch nie so entgeistert gesehen wie in diesem Moment – und sie hatten in den drei Jahren, die sie jetzt schon beim GTAZ für ihn arbeitete, einige wirklich brenzlige Einsätze hinter sich. Sie hatte das sonst so akkurat frisierte Haar mit einem einfachen Bürogummiring zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und dabei einige Sträh-

nen vergessen, die an der Seite ihres Gesichts herunterhingen. Mit einer fahrigen Geste schob sie sie hinter das linke Ohr.

»So schlimm?«, fragte Berg, ohne seinen Lauf zu bremsen, als er das Ende der Treppe erreicht hatte.

»Noch viel schlimmer«, antwortete sie atemlos, versperrte den Weg zu seinem Büro und deutete stattdessen nach rechts.

»Besprechungsraum eins.«

»Sven und Oliver?«

»Sind schon drin«, erwiderte sie, während sie sein Tempo aufnahm. »Bölling auch. Und sogar die Woltmann.«

Berg blieb überrascht stehen. »Staatssekretärin Woltmann?« Ihr unterstanden die BMI-Abteilungen »Bundespolizei«, »Krisenmanagement und Bevölkerungsschutz« sowie »Öffentliche Sicherheit«. Sie war direkt nach dem Bundesinnenminister die ranghöchste Vorgesetzte des GTAZ – und der kälteste Karrieremensch, dem Julian Berg je begegnet war. Nach allem, was er von ihr wusste, ging sie nicht nur sinnbildlich über Leichen.

Lisa nickte, und sie las etwas von dem Schreibbrett ab, das sie in ihrer Hand hielt. »Und ein gewisser Alexander Kehlhausen.«

»Doktor Kehlhausen?«

»Ja, Doktor Kehlhausen«, bestätigte sie nach einem zweiten Blick auf ihr Brett.

Berg spürte, wie auch ihm jetzt die Farbe aus dem Gesicht wich. Die Hiobsbotschaften wollten einfach nicht abreißen. »Schlanker Typ, schwarzgraue Haare, etwa einen Kopf größer als ich und Brillengläser so dick wie Colaflaschenböden?«

Lisa nickte noch einmal. »Kennst du ihn?«

»Ja, ich kenne ihn. Doktor Kehlhausen ist Generalinspektor beim Bundesamt für Strahlenschutz«, sagte Berg und sah, wie Lisa trocken schlucken musste.

»Fuck«, flüsterte sie unterdrückt, während sie nebeneinander den Besprechungsraum durch die breite Flügeltür betraten.

Links und rechts von dem schmalen Gang, der bis vor zum Podium führte, waren zwei Blöcke einfacher Klappstühle aufgebaut, auf denen ungefähr vierzig Männer und Frauen saßen. Mitarbeiter des GTAZ und Vertreter der ortsansässigen Behörden, die hier koordiniert wurden. Vorn auf der Plattform standen – leise ins Gespräch vertieft und mit ernsten Gesichtern – Bölling, der Leiter des GTAZ, Staatssekretärin Woltmann und Dr. Alexander Kehlhausen. Dr. Kehlhausen wirkte blass und ausgemergelt. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen und war unrasiert.

Lisa führte Berg in die erste Reihe des rechten Blocks. Sven und Oliver saßen dort bereits.

Sven Lietzmann war Bergs Stellvertreter hier im Büro. Er war ein blondgescheitelter Schönling erster Güte, von dem jeder im Amt glaubte, dass er seine dreiteiligen Anzüge und perfekt gebundenen Krawatten samt passenden Einstecktüchern selbst dann trug, wenn er den Müll runterbrachte; und Berg wusste, dass hinter seinem smarten Lächeln, für das schon so manche Kollegin ihre Seele – und leider auch ihren Job – verkauft hatte, ein eiskalter und karrieregeiler Opportunist steckte. Man munkelte sogar, Lietzmann hätte ein Verhältnis mit Staatssekretärin Woltmann – und Berg würde sich nicht wundern, wenn das zutraf. Der einzige Grund, warum es Lietzmann noch nicht gelungen war, seinen Stuhl abzusägen, war, dass er einfach nicht über die dafür nötige taktische Erfahrung draußen im Feld verfügte. Das war Bergs Domäne – und die seines zweiten Stellvertreters: Oliver Franke.

Franke stammte aus Bergs alter Einheit beim Kommando Spezialkräfte – KSK –, und sie hatten zusammen hier beim

GTAZ angefangen. Franke war mehr noch als Berg der Mann fürs Grobe, und langwierige Behördenbürokratie war ihm in etwa so sehr verhasst wie Lietzmann, sich die Hände schmutzig zu machen. In ständiger Bereitschaft für einen Einsatz trug der kahl rasierte Soldat im Dienst nie etwas anderes als die Hosen, den Pullover und die Stiefel seiner Kampfmontur. Doch so gegensätzlich Franke und Lietzmann auch waren, so perfekt ergänzten sie sich unter Bergs Kommando.

Berg setzte sich neben sie, grüßte sie mit einem knappen Nicken und suchte Böllings Blick.

In all den Jahren, die Berg Bölling inzwischen kannte, hatte der Leiter des GTAZ sich noch nie durch eine besonders herzliche oder auch nur ansatzweise warmherzige Art ausgezeichnet. Nicht wenige seiner Mitarbeiter nannten ihn kalt wie ein Fisch. Das brachte der Job mit sich. Wer über all die Informationen verfügte, mit denen Bölling seit Gründung der Zentrale vor nunmehr über zehn Jahren nahezu täglich konfrontiert war, musste sich notgedrungen einen harten Panzer zulegen, um nicht völlig den Glauben an das Gute im Menschen zu verlieren und früher oder später durchzudrehen. Berg wusste aus eigener Erfahrung nur zu gut, dass dieser Panzer immer dicker wurde, bis es sich mit der Zeit schließlich so anfühlte, als ob tief im Innern immer weniger von einem selbst übrig blieb.

Nicht wenige glaubten, dass einen das auf lange Sicht für die zu erledigende Aufgabe disqualifizierte – die anderen jedoch verstanden, dass genau das Gegenteil der Fall war.

Die Arbeit für das GTAZ hatte von Bölling aber auch äußerlich ihren Tribut gefordert. Sein dichtes, glattes Haar war lange vor der Zeit vollkommen weiß geworden, und seine fortwährend wachen Augen waren ständig gerötet, sodass er mit seiner sonnenverschonten Blässe wie ein Albino wirkte.

Er trug den gleichen Anzug, den er schon getragen hatte, als er Berg vor fünf Jahren hierher zur Zentrale geholt hatte – grau und eine Nummer zu weit. Berg wusste, dass Bölling es damit wie Albert Einstein hielt: Er hatte fünf Stück davon im Schrank – alle ganz genau gleich –, damit er morgens keine Zeit verschwenden musste mit der Überlegung, was er heute wohl anziehen sollte.

Bölling sah auf und erwiderte Bergs Blick, aber nur für einen kurzen Moment. Er zog dabei kaum merklich die Mundwinkel noch ein Stück weiter nach unten. Ein eindeutiges Zeichen dafür, dass die Situation, in der sie sich befanden, noch ernster war, als die Umstände ohnehin schon vermuten ließen.

Staatssekretärin Woltmann trat hinter das Rednerpult und bog mit einer geübten Bewegung das Schlangenhalsmikro nach unten zu ihren Lippen. »Guten Morgen, meine Damen und Herren!«, sagte sie knapp und mit so fester Stimme, dass es im ganzen Raum schlagartig still wurde. »Aus Gründen der nationalen Sicherheit herrscht ab diesem Moment – dem 17. Juni, elf Uhr dreizehn – für Sie alle ›Krisenprotokoll Alpha‹. Das bedeutet: Aufhebung der herkömmlichen Dienstzeiten, Ausgangssperre und Unterbringung hier in der Kaserne. Ein uneingeschränktes Verbot jeglicher privater Kommunikation mit Familie, Freunden und/oder Bekannten. Nichts von dem, was Sie gleich erfahren werden, darf nach außen zur Bevölkerung dringen. Schon gar nicht zu den Medien. Daher wird jede Art von Kommunikation von jetzt ab überwacht und aufgezeichnet – Telefone, Smartphones, E-Mail, Funk, Personal Messages. Alles. Zuwiderhandlungen gegen die Kommunikationssperre werden als Hochverrat geahndet.«

Ein Raunen ging durch den Raum.

Ohne sichtbare Änderung in der harten Miene ließ Wolt-

mann den Blick stoisch über die Anwesenden schweifen, bis das Raunen wieder verklungen war. »Ich übergebe das Wort an Doktor Alexander Kehlhausen.« Doch ehe sie ihren Platz hinter dem Mikrofon verließ, wandte sie sich an Bölling und sagte: »Ich erwarte halbstündlich einen detaillierten Bericht.«

Bölling nickte, Woltmann verließ den Besprechungsraum über den Mittelgang, und Dr. Kehlhausen trat hinter das Pult und zog das Mikro, so hoch es ging – trotzdem musste er sich noch nach vorn beugen.

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen etwas sagen, das die kurze, aber zweifelsfrei für Sie alle schockierende Ansprache der Frau Staatssekretärin mildert«, sagte er und räusperte die hörbar belegte Kehle frei. »Doch leider muss ich Ihnen versichern, dass die Lage tatsächlich so ernst ist – wenn nicht gar sehr, sehr viel ernster.«

Ohne jede weitere Vorwarnung aktivierte er mithilfe einer Fernbedienung die Monitorwand, die hinter ihm bis zur Decke reichte. Sie zeigte fünf Leichen auf fünf Obduktionstischen. Auffällig blass. Zwei Männer, zwei Frauen – eine davon in gehobenerem Alter – und einen etwa acht- bis zehnjährigen Jungen. Allen fehlte fast vollständig die Kopf- und Körperbehaarung, ihre Haut wies großflächige Spuren von Verbrennungen auf und dicke Blasen und Pusteln.

Julian Berg sah, dass dreien von ihnen auch die Zähne und die Nägel an Händen und Füßen ausgefallen waren, und erkannte die Symptome sofort.

Dr. Kehlhausen zeigte mit einem Zeigestock auf die einzelnen Leichen. »Armin Gessner, Katja Seidl, Sylvia Hafinger, Marcel Huber und Tobias Weißgerber. Das sind ihre Namen. Sie alle starben innerhalb der letzten Stunden durch hoch radioaktive Vergiftung.«



Ivo Pala

H2O. Das Sterben beginnt

Thriller

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-38293-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2014

Wir dachten, wir hätten unendliche Reserven. Wir haben uns geirrt.

Eine bislang unbekannte Terrorgruppe verseucht ein Trinkwasserreservoir im Bayerischen Wald mit hoch radioaktivem Atommüll. Erste Opfer sterben an den Vergiftungen und die Bevölkerung gerät in Panik, denn weitere Anschläge sind bereits angekündigt, und niemand ist in der Lage, sämtliche Wasservorräte der Republik zu bewachen. Julian Berg von der Terrorabwehr und Dr. Alexander Kehlhausen vom Bundesamt für Strahlenschutz versuchen, den Ursprung des Giftmülls zu finden und so die Terroristen aufzuspüren. Da stellen diese eine aberwitzige Forderung.

 [Der Titel im Katalog](#)